

Genauigkeit
:
Schöne Wissenschaft

Wolfgang Marschall
Paola von Wyss-Giacosa
Andreas Isler
Hrsg.

Benteli

Die Gefahren der Nähe Verwandtschaft und Freundschaft bei den nepalischen Nachtwächtern in Bangalore

Joanna Pfaff-Czarnecka

Verwandtschaft, das wissen die meisten, ist eine Form der Zusammengehörigkeit, die den Menschen zugleich das höchste Maß an Geborgenheit, Wärme und Vertrauen wie auch an Zwang, Unterdrückung und Leiden bieten kann. »Wie weit«, so Max Weber, »ein Familienverband von den Beteiligten als ›Gemeinschaft‹ gefühlt oder als ›Vergesellschaftung‹ ausgenutzt wird, ist sehr verschieden«. Das Gleiche gilt auch für die Freundschaft, wobei die hier greifenden Mechanismen nicht die gleichen sind. Das Zugehören und das Zusammengehören kann für den Einzelnen dort gefährlich werden, wo äußere *und* innere Sachzwänge die solidarischen Bande der Gegenseitigkeit und das warme Gefühl der Gemeinsamkeit unter Druck geraten lassen. Einige Gefahren dieser Nähe möchte ich hier schildern, indem ich den fernwest-nepalischen Bauern nach Bangalore in Südindien folge, wo sich im Verlauf der letzten siebenzig Jahre ihr Ruf als verlässliche Nachtwächter und als ›tapfere Gorkhas‹ erfolgreich etabliert hat.

Verwandtschaft und Freundschaft spielen in der nepalischen Arbeitsmigration eine besondere Rolle. Ohne verwandtschaftliche Bande und freundschaftliche Netze ist es kaum möglich, nach Bangalore zu gelangen und hier Fuß zu fassen, um lukratives Auskommen zu finden. Zugleich kann transnationale Arbeitsmigration die in Verwandtschaft wie in Freundschaft eingebundenen Menschen in einem besonderen Maße in Bedrängnis bringen. Aus diesem Grund werde ich die Probleme der Migranten gleichzeitig in Bezug auf die beiden Konstellationen der Zugehörigkeit schildern. Zudem lassen sich die Facetten der gegenseitigen Verpflichtung und des kollektiven Zwangs am besten dann einfangen, wenn sowohl verwandtschaftliche als auch freundschaftliche Beziehungskonfigurationen kontrastierend in den Blick genommen werden.

Stehen bei der Betrachtung von Verwandtschaft und Freundschaft nicht die formalen Kriterien der Zugehörigkeit (beispielsweise die Abstammungsregeln) zur Debatte, sondern die Dynamiken des kollektiven Lebens, so wird die Abgrenzung zwischen den beiden Formen der Mitgliedschaft weniger eindeutig als intuitiv angenommen. Ich möchte zunächst eine Unterscheidung in Erinnerung rufen, die der britische Ethnologe Keith Hart in Diego Gambettas einfluß-

reichem Band *Trust: Making and breaking of cooperative relations* vorgenommen hat. Hart verwendet drei Begriffe, die ich der Präzision halber in der Originalsprache wiedergebe: *faith*, *trust* und *confidence*. Idealtypisch werden diesen drei Begriffen unterschiedliche Beziehungsmuster zugeordnet. Dem Typus *faith* gehören die familiären Beziehungen an, dem Typus *trust* die Freundschaft, und *confidence* steht für den Kontrakt. Diese Unterscheidung ist einprägsam und regt zum Denken an, doch sie evoziert zugleich Widerspruch, denn die Grenze zwischen Freundschaft und Verwandtschaft ist wesentlich fließender, als Hart postuliert.

Der uns hier interessierende Fall wird gerade belegen, daß sowohl die Verwandtschaft als auch die Freundschaft über ähnliche Repertoires verfügen, aus denen Menschen auswählen. Daß Verwandtschaft nicht ohne Kontrakte auskommt, zeigt sich an der prominenten Bedeutung des Erbrechts – durchaus nicht nur im Westen. Freundschaft durchdringt vielfältig familiäre Beziehungen. Ansonsten wäre etwa die Frage obsolet, weshalb man mit dem einen Bruder gemeinsam die Ferien verbringt und mit dem anderen eben nicht. Ältere Ehepaare heben gern ihre Freundschaft hervor. Die Option *faith* kommt etwa dann vor, wenn wir den Eltern oder den Kindern Geld leihen und es wieder zurückfordern wollen. Die Diskurse der gemeinsamen Zugehörigkeit, ja das Ideologem, daß man ›Eins‹ ist, macht Geldtransaktionen unter nahen Verwandten zum Problem – zumindest dann, wenn eine starke, etwa patriarchale Instanz fehlt, die autoritativ Ordnung schaffen würde. *Faith* – die Verdichtung zu einem monolithischen und eventuell sogar mythisch überhöhten WIR wirkt in der Familie nicht selten der Reziprozitätsnorm entgegen. Ich gebe meinen Eltern das mir geliehene Geld nicht zurück, weil – wie ich geltend zu machen versuche – wir ohnehin eins sind und alles gemeinsam teilen.

In der Freundschaft sind Kontrakte zwar möglich, doch scheut man sich davor, diese einzugehen. Zu leicht könnten die doch zarten Bande daran zerbrechen. Das nicht kontraktuelle Element des Kontrakts ist so nützlich wie gefährlich. Die Stabilisierung durch Gemeinschaftsrhetoriken, ja gar durch ideelle Überhöhung (*faith*) kommt in freundschaftlichen Beziehungen hingegen oft vor: Mit Blut besiegelte Treueschwüre sind bestens dafür geeignet, kollektiven Zwang entstehen zu lassen. Gelegentlich sind unter Wahlverwandten beschlossene Eide aber härter als Kontrakte und als Zugehörigkeit durch Geburt. Dafür lauern auf die Freunde andere Gefahren, wie wir gleich anhand der Peripetien der nepalischen Nachtwächter in Bangalore sehen werden.

Noch eine Vorbemerkung: Die nepalischen Nachtwächter in Bangalore bilden eine transnationale Gemeinschaft. Wie bei allen Gemeinschaften gilt es auch hier, die *Gemeinsamkeit* von der *Gegenseitigkeit* zu unterscheiden. Diese Unter-

Die Gefahren der Nähe

scheidung ist auch für die Analyse von Freundschaft und Verwandtschaft wichtig. Die beiden Dimensionen lassen sich nicht aufeinander reduzieren: Gemeinsamkeit bezieht sich auf die *kollektiven* Werte, Normen, Emotionen und Selbstverständlichkeiten, auch auf Polemiken und Repräsentationen, die zwar nicht unangefochten sind, doch als verbindlich gelten. Die ›Gegenseitigkeit‹ hingegen thematisiert die *interpersonelle* Dimension: das Verhältnis des Individuums zum Ganzen sowie die gegenseitigen Beziehungen. Zwei Elemente treten hier besonders hervor: die Verpflichtung und das Interesse.

Die Arbeitsmigration aus Bajhang nach Bangalore

Die nepalischen Bauern, die aus der entlegenen fernwestlichen Himalaya-Region namens Bajhang stammen, begeben sich – in der Regel mehrmals in ihrem Leben für zwei, drei Jahre – 2 000 km weiter südlich in die boomende Stadt Bangalore, die man im Westen vor allem als eine Hochburg der Computer-Industrie kennt. Als Nachtwächter überwachen sie die Metropole und leben in ihrem Raum, doch in der Freizeit sind sie gänzlich unter sich. Man ist aufeinander angewiesen. In den Schilderungen der Bajhangi in Bangalore, die nun folgen, kommen die hier unterschiedenen Elemente der Zu- und Zusammengehörigkeit in immer wieder neuen Konstellationen zum Tragen.

In Bajhang schätzt man, daß sich in Bangalore zu jedem Zeitpunkt etwa 12 000 Männer, das heißt etwa ein Zehntel aller Männer aus der Region, befinden. In der lokalen Wahrnehmung handelt es sich dabei um ein Mittelschichtphänomen. Der Motor der Migration ist nicht das Überleben, sondern der Wunsch, die Konsumchancen zu steigern: Söhne auszubilden, eine standesgemäße Hochzeit auszurichten, ein Geschäft zu eröffnen oder permanent auszuwandern. Der Zugang zu Bangalore ist ein knappes Gut: Mehrere Weiler Bajhangs unterhalten ausgezeichnete Beziehungen bis nach Bangalore – und andere eben nicht. Das ist sehr wichtig. Denn Nordindien, unmittelbar an der nepalischen Grenze, ist voller Nepalis, die ihre Arbeitskraft für einen geringen Lohn feilbieten. Im südindischen Bangalore sind nepalische Nachtwächter hingegen rar und begehrt. Allein schon die Reise, die 2 000 km nach dem Süden führt, erfordert Startkapital. Ohne etablierte Beziehungen vor Ort erscheint eine solche Investition den Meisten als allzu risikoreich. Beziehungen vor Ort sind notwendig, sowohl um Arbeit als auch um Freizeit zu organisieren: Die Arbeitsstellen müssen nämlich von einem Vorgänger – außer er ist Bruder oder Vater – erworben werden, was weitreichende Konsequenzen zeitigt.

Aus der Sicht der Bajhangi gehört Bangalore ihnen. Während der knapp sieben Jahre haben sie hier mit dem Ruf als tapfere ›Gorkhas‹ – ein Begriff für nepali-

sche Soldaten in der britischen Kolonialarmee - ihre Vormachtstellung in diesem Arbeitssektor gefestigt. Die vielen Bajhangi-Brahmanen, die dem Heer der Nachtwächter von Bangalore angehören, nehmen diesen irreführenden Namen stoisch hin. Der Begriff ›Gorkha‹ konnotiert Stärke, Kampfgeist und Loyalität.

Weshalb Bangalore? In den späten 1920er Jahren mußte der Bajhangi-Fürst Jaya Prithvi Bahadur Singh ins Exil, nachdem er sich mit seinem Schwiegervater, dem damals regierenden Chandra Shumsher Rana, überworfen hatte, und ließ sich in Bangalore nieder. Durch seine Entourage waren die ersten wichtigen Kontakte geknüpft. Heute vollzieht sich die Arbeitsmigration aus Bajhang nach Bangalore stets nach einem ähnlichen Muster, was meine beiden Mitarbeiter Dhan Prasad Pandit und Amarraj Khair, die mich während der Forschung in Bangalore begleitet haben, veranlaßte, von einem ›set menu‹ zu sprechen - von einer festen Abfolge von Schritten, die alle Bajhangi in Bangalore durchlaufen.

›Set Menu‹ - Auf dem Weg von einem Bajhangi-Bauern zum ›Gorkha‹ in Bangalore

Bereits der Schritt in die Migration bringt die Bedeutung der interpersonellen Bande zum Vorschein: Die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den Haushaltsmitgliedern spielen eine große Rolle. Muß ein Job in Bangalore von einem Vorgänger gekauft werden, so variiert die Preisspanne je nach Betätigungsfeld von einem nominalen Betrag bis hin zum Gegenwert eines Feldes, von dem eine Kleinfamilie während eines Jahres lebt; entsprechend variiert dann der Profit. Je nach der Höhe des Betrages werden zu diesem Zweck häufig Anleihen bei Wucherern aufgenommen, für die eine Sicherheit, in der Regel Land, hinterlegt werden muß. Die Migration ist deshalb sofort mit einem Risiko belastet, weil ein Migrant das Geld und damit die Bürgschaft verlieren kann, und auch weil die Anleihe angesichts der hohen Verzinsung, bis zu 5% monatlich, so schnell wie möglich zurückbezahlt werden muß. Weil die Migration von Anfang an mit diesem Risiko belastet ist, wird der Schritt in die Migration nur dann möglich, wenn der Mann das Vertrauen seines Haushalts genießt - was eine notwendige wie gefährliche Option darstellt - wie wir gleich sehen werden. Der Erwerb einer Arbeitsstelle hängt von den persönlichen Beziehungen ab. Von einem Vater oder Bruder, die im gleichen Haushalt leben, braucht man den Job nicht zu kaufen; hier gilt ja das generalisierte WIR-Prinzip - man wechselt sich einfach ab. Nahe Verwandte, die nicht im gleichen Haushalt leben, tätigen in der Regel keine gemeinsamen Transaktionen, sind aber gern zur Vermittlung bereit. Für enge Freunde gilt das Gleiche.

Mit seiner Ankunft in Bangalore findet sich ein Mann sodann in ein dichtes Netz von Beziehungen eingebettet. Jeder Mann muß in die lokale Gemeinschaft der Nachtwächter aufgenommen werden, um sich zu orientieren und um nicht zu vereinsamen. Wer neu in Bangalore ankommt, wird zunächst sehr warm aufgenommen. Schließlich bringt er Neuigkeiten von zuhause mit, vielleicht Briefe, gar lokale Leckerbissen. Interessanterweise sind es nicht nur die Verwandten und Freunde, die den Neuankömmling zuvorkommend begrüßen und behilflich sind. Es sind auch Männer aus dem weiteren Bekanntenkreis, auch unbekannte Bajhangi, die den Neuen mit Geldgeschenken empfangen. Die Geste des Schenkens ist symbolisch aufgeladen. In diesem Fall vollziehen die Bajhangi einen kollektiven Akt: Sie evozieren die Gemeinschaft der Bajhangi-Nachtwächter und nehmen die Neuen in die eigenen Reihen auf. Die etablierten Migranten bringen gegenüber den Neuen zum Ausdruck, daß in sie investiert werde, denn die ›Gorkhas‹ sind in Bangalore auf das Wahre ihrer positiv aufgeladenen körperschaftlichen Identität angewiesen. Jeder Neue profitiert vom guten Ruf, muß aber zugleich dazu gebracht werden, dem kollektiven Ruf verpflichtet zu bleiben. Die Lage der Bajhangi in Bangalore wird nämlich zunehmend delikat, weil sie in diesem Arbeitssektor verstärkt indischer Konkurrenz ausgesetzt sind. Die anfängliche Großzügigkeit gegenüber den Neuen versiegt allerdings nach wenigen Tagen gänzlich. In Bangalore regierten das Geld und die Ideologie der gleichen Chancen: Wer hier arbeitet, kann verdienen, und wer verdient, hat ausreichend Geld, um für sich selbst zu sorgen. Persönliche Kalamitäten evozieren wenig materielle Hilfsbereitschaft, weil in Bangalore alle Kraft darauf verwendet wird, in der ersten Phase die Schuld möglichst rasch zu tilgen und in der zweiten, Geld zu akkumulieren. Es kommt allerdings vor, daß für Männer, die dem Alkohol und/oder Frauen verfallen sind, sehr rasch eine Geldkollekte organisiert wird, um diese möglichst schnell nach Hause zu schaffen. Man ist sehr effizient, sobald das öffentliche Ansehen der ›Gorkhas‹ einen Schaden nehmen könnte.

Um welche Anstellungen handelt es sich? Ein Nachtwächter kann entweder einen ›Bazar besitzen‹, das heißt das Recht erwerben, einen Block im Geschäftsviertel zu bewachen, oder ›im Tor stehen‹, das heißt Angestellter eines Betriebs sein. Das ›Bazar besitzen‹ kann mit monatlichen Einkünften von bis zu 6 000 indischen Rupien sehr lukrativ sein. Doch es sind Hunderte von Geschäften zu bewachen, und dabei muß hingegenommen werden, daß alle Monate ein kleiner Beitrag von jedem Geschäft einzeln eingetrieben werden muß, was manche Bajhangi als einen Bettelgang interpretieren: »Gorkha ayo, peysa dieu« (»der Gorkha kommt, gib ihm einen Groschen«). Wer ›im Tor steht‹, verdient weniger und arbeitet meist ebenfalls ohne einen Vertrag. Der Vorteil liegt hier darin, daß mit der Anstellung, die zwischen 900 und 2 000 Rupien im Monat bringt, in der Regel auch eine Unterkunft zur Verfügung steht. In jedem Fall zeichnet sich

die Attitüde der Arbeitgeber durch Paternalismus und Distanz aus. Das Leben in Bangalore spielt sich, bezogen auf die indische Umwelt, im sozialen Vakuum ab, was die Bajhangi noch stärker aneinander bindet.

Das soziale Leben der Bajhangi in Bangalore

Die Bajhangi kommen vor allem in zwei höchst unterschiedlichen Situationen zusammen. Das erste wichtige soziale Ereignis sind die Lotteriezirkel, welche die Bajhangi als *chitta* bezeichnen. Diese Zirkel möchte ich emphatisch als *fait social total* bezeichnen, und hier kommen die Feinheiten der Unterscheidung zwischen Verwandtschaft und Freundschaft zum Tragen. Angesichts der hohen Zinssätze muß das Rückzahlen der Kredite ja unmittelbar mit der Aufnahme der Arbeit beginnen. Praktisch alle Bajhangi greifen auf die rotierenden Kreditassoziationen zurück, um so rasch wie möglich die Schuldenlast abzutragen. Zudem kann man hier sparen und man findet sozialen Anschluß. In der Tat beteiligen sich an diesen Zirkeln Freunde und Verwandte, um das Risiko zu minimieren. Die Männer treffen sich - sorgfältig gekleidet, stets abstinent - in öffentlichen Anlagen, mit Vorliebe in Parks, etwa gegen Monatsmitte, zu dem Zeitpunkt, wenn die Hüter der Bazare ihren Lohn bei allen Geschäften eingetrieben haben. Jeder Zirkel gruppiert sich um einen so genannten *chitta Manager*, der das Ganze leitet. Die Größe eines Zirkels kann zwischen 20 und 200 Personen betragen, wobei idealerweise die Zahl von 40 Personen nicht überschritten werden sollte.

Allmonatlich zahlt jeder Mann einen festen Betrag von zwischen 200 und 500 indischen Rupien in die gemeinsame Kasse, und dafür kann er einmal Geld aus dem Pool aufnehmen. Wie wird bestimmt, wer das Geld in einem bestimmten Monat bekommt? Das ist der springende Punkt: Die Entscheidung fällt durch eine Versteigerung. Wer am höchsten bietet, bekommt das Geld, nur: Je höher man bietet, desto weniger Geld bekommt man, denn ausbezahlt wird die Differenz der in einem Monat gesammelten Beiträge und der Summe, die man geboten hat. Je dringender ein Mann das Geld braucht, desto höher geht das Bieten. Es kommt häufig vor, daß Männer, die wissen, daß ein Bietender in einer Notlage ist, dessen Angebot in die Höhe treiben. Dies resultiert weniger aus Boshaftigkeit als vielmehr aus Eigeninteresse, denn dadurch bleibt mehr Geld im Pool für den kommenden Monat.

Wohl nirgends zeigt sich die Ambivalenz der gemeinschaftlichen Bande so stark wie im Fall dieser Lotterien. Die Rekrutierung der Teilnehmer eines Zirkels darf nicht dem Zufall überlassen werden. Es ist schon mehrmals vorgekommen, daß ein Nepali aus einer anderen Region, der beteiligt wurde, in die nepalischen

Die Gefahren der Nähe

Hügel verschwunden ist, nachdem er den Pool geleert hatte, ohne die danach fälligen Einlagen zu tätigen. Weil Personen aus dem weiteren Umkreis als unzuverlässig gelten, sucht man die Mitglieder eines Zirkels möglichst aus der eigenen Nähe. Nun bringt aber die Nähe zu den Mitbietenden eine besondere Gefahr mit sich. Weil das Wissen der anderen um die jeweiligen Problemlagen für den Betroffenen nachteilig sein kann, ist Verschwiegenheit geboten. Viele Problemlagen lassen sich nicht verbergen: eine bevorstehende Hochzeit, ein Todesfall in der Familie sowie Spielschulden. Krankheitsfälle in der Familie, beabsichtigte Investitionen oder einfach der Umstand, daß ein naher Verwandter, der zu Besuch weilte, nun nach Hause zurückfährt, wozu Geschenke benötigt werden, können hingegen gelegentlich verheimlicht werden. So ist es angezeigt, mit den kleinen und großen Sorgen mit Vorteil allein zu bleiben. Nahe Verwandte bilden in diesem Fall eine Schicksalsgemeinschaft; Freunde hingegen können sich als gefährlich erweisen, denn ihr Wissen um die Sorgen des Bietenden kann den letzteren zu einem großen Nachteil gereichen.

Dennoch betrachten die Bajhangi Lotterien als eine Institution, die der sozialen Ordnung wegen wünschenswert ist. Ganz anders verhält es sich mit den Glücksspielen, die sich unter den Bajhangi in Bangalore ebenfalls fest eingebürgert haben. Die Glücksspiele werden mit der Dunkelheit und mit der Nacht assoziiert, was nur bedingt korrekt ist, da die Nachtwächter nachts ihrer Pflicht nachgehen sollten. Spielen sie nachts, so entsteht eine weitere Gefahr für den guten Ruf der Bajhangi. Hier kommt die Tragweite des gemeinschaftlichen Zwangs besonders deutlich zum Tragen: Daß man sich dem Glücksspiel hingibt, ist für viele Bajhangi kein freiwilliger Entscheid. Vielmehr werden sie von den in Bangalore schon länger ansässigen Bajhangi zur Teilnahme regelrecht gezwungen, da jene sich auf Kosten der naiven Bauern Gewinne erhoffen – eine Form der negativen Reziprozität. Es ist auch im Interesse aller Bajhangi, die sich am Glücksspiel beteiligen, möglichst wenige unbeteiligte Kritiker zu haben, die zu Hause vom Spielen berichten könnten.

Weshalb gilt das Glücksspiel als schädlich? Zunächst natürlich, weil man viel, sehr viel Geld verspielen kann. Die Bajhangi schätzen, daß etwa jeder fünfte Nachtwächter das Ersparnis, oder gar auch einen erheblichen Teil des aufgenommenen Kredits, verspielt. Zweitens, weil beim Glücksspiel stets Alkohol fließt, der ja den hochkastigen Hindus, also den meisten Nachtwächtern, verboten ist. Drittens sind Prostituierte im Spiel. Bei weitem nicht so häufig zwar, wie es die andauernden Erzählungen glauben machen könnten, dennoch oft genug, um den Ruf der Nachtwächter zu Hause zu schädigen.

Die sozialen Beziehungen in Bangalore betreffen also nicht nur die Nachtwächter selbst, sondern ebenso deren Verwandte, die in Bajhang geblieben sind. Die

Daheimgebliebenen sind am Geschehen in Bangalore sehr interessiert – und dies eben nicht nur aus der allzu menschlichen Neugierde an Neuigkeiten aus der stets brodelnden Gerüchteküche heraus. Die Geschicke der nahen Verwandten in Bangalore betreffen direkt das eigene Wohlergehen. Aus der Sicht der Daheimgebliebenen gelten die Nachtwächter als vermögend, aber ›dämlich‹. Daß jemand im beruflichen Alltag auf die physische Stärke zurückgreifen muß, zeugt in Bajhang von einem geringen Intelligenzniveau. Die ›Gescheiten‹ bleiben zu Hause, verdingen sich – zusätzlich zum Einkommen aus der Landwirtschaft – als Lehrer oder suchen ihr Glück in der Politik. Zudem gilt die Teilnahme an Glücksspielen, gepaart mit den Verstößen gegen die Kastengebote, als ein Zeichen von Charakterschwäche. So kann ein rituell reines Bajhang gegenüber dem Sündenpfehl Bangalore konstruiert werden; die rituelle Verunreinigung wird zusammen mit den Migranten gewissermaßen ausgelagert. Der besondere Umgang mit dem Geld in Bangalore schädigt den Ruf der Nachtwächter zu Hause zusätzlich. Denn Bangalore bringt neue Dimensionen in den sozialen Zusammenhalt: ›traditionelle‹ Normen, die in Bajhang gelten, werden in Bangalore zeitweise durch die regulierende Macht des Geldes ersetzt.

Vertrauen, Zuversicht, Zwang und Verpflichtung

Ich habe anfangs zwischen *confidence*, *trust* und *faith* unterschieden, und diese Begriffe sollen mir nun helfen, das Material zu ordnen. Die Option *confidence* haben wir anhand von Kontrakten angetroffen, die eingegangen werden müssen, um Kredite zu erhalten und um Arbeitsstellen zu erwerben. Im letzteren Fall bietet das Geld die einfache Möglichkeit, eine Transaktion vorzunehmen, die nicht weiter sanktioniert werden muß. Im Falle der Wuchergeschäfte sichern sich die Kreditgeber mit Verträgen ab, die eindeutig als Rechtsdokumente gelten oder die mit Androhung von Gewalt und anderen Sanktionen einer autoritär , geprägten Kastengesellschaft durchgesetzt werden könnten.

Trust erweist sich als eine verzwickte Angelegenheit. Die Bajhangi sind verschiedentlich darauf angewiesen, einander zu vertrauen. Unter den Verwandten vertraut man dem auswanderungswilligen Mann, wenn Besitz verpfändet wird, um die Arbeitsmigration erst möglich zu machen. Unter Freunden schließt man sich mit Vorteil mit nahestehenden Personen in den *chitta*-Zirkeln zusammen, doch zu viel Wissen voneinander kann schädlich sein, wenn nämlich bei den Lotterien die Männer gegen einen in Not geratenen Bajhangi das Bieten in die Höhe treiben. In solchen Fällen erweist es sich als ratsam, den Freund, dem man Sorgen anvertrauen will, eben doch unter Verwandten zu suchen, was wiederum die Wahl einschränkt und den Reiz des Neuen ausschließt. Wenn gemeinsame Bande Menschen zusammenbringen und zusammenhalten, jedoch

Die Gefahren der Nähe

die Natur dieser Bande teilweise neu ausgehandelt wird, so entsteht tendenziell ein Dilemma, das Mark Granovetter treffend formuliert hat:

»Das Vertrauen, das den zwischenmenschlichen Beziehungen innewohnt, erhöht durch seine bloße Existenz die Gelegenheit zur Böswilligkeit. Es ist allgemein bekannt, daß wir immer diejenigen verletzen, die wir lieben (»you always hurt the one you love«), daß eine Person, die uns vertraut, weit verletzbarer ist als ein Fremder. Je bedingungsloser das Vertrauen, desto größer der potentielle Gewinn aus der Böswilligkeit. Daß Vertrauensbrüche statistisch selten sind, zeugt von der Kraft der persönlichen Bande; daß sie dennoch regelmäßig vorkommen, zeigt ihre Grenzen. Beides, enormes Vertrauen und enorme Böswilligkeit, kann sich in persönlichen Beziehungen freisetzen«.¹

Solche Probleme verdichten sich noch mehr, wenn wir den zwanghaften Charakter der Glückspiel-Zirkel betrachten, die auf der Option *faith* bauen. Die Neuankömmlinge müssen ja nicht nur auf den positiv besetzten Kollektivethos bei der Arbeit (Fleiß, Mut) eingeschworen werden, sondern ebenso am Unfug teilhaben. Es soll aus den vielen Bajhangi »Eins«, eine Schicksalsgemeinschaft entstehen, und wir sehen, daß es sowohl viel kosten kann, darin zu verbleiben, als auch, sich dem kollektiven Zwang zu entziehen, was ja zum Verlust des sozialen Zusammenhangs in der Fremde führen kann.

Mir ging es in diesem Essay darum, den ambivalenten Charakter von Verwandtschaft und Freundschaft zu betonen. Freundschaft und Verwandtschaft bieten den Menschen komplexe Beziehungs-, Handlungs- und Deutungsrepertoires an. Es ist möglich, je nach Erfordernis, aus diesen Repertoires auszuwählen, denn spezifische Problemlagen bedürfen spezifischer Beziehungskonfigurationen. Das hier diskutierte Beispiel legt nahe, daß dem begrifflichen Gegenstückpaar »Nähe und Distanz« besondere Aufmerksamkeit zukommt: Die »gegenseitigen Verpflichtungen« schaffen Nähe. Kooperationsbeziehungen werden mit emotionsgeladenen Diskursen und mit dem gemeinschaftlichen Ethos der Reziprozitätsnorm zum Ausdruck gebracht. Zugleich erschafft das gemeinschaftliche Leben »kollektiven Zwang«: große Nähe kann Konflikte schüren und gegenseitige Unterdrückung fördern. Gemeinschaftliche Formen, zu denen sich sowohl verwandtschaftliche als auch freundschaftliche Bande verdichten, verbinden die Mitglieder und garantieren umfangreiche Hilfestellungen. Ferner auferlegt die Gemeinschaft den Mitgliedern Zwänge, und - überspitzt formuliert - liefert sie einander gegenseitig aus.

Der hohe Stellenwert von Verwandtschaft und Freundschaft in den transnationalen Gemeinschaften ist allerdings sehr wichtig. Beide Beziehungstypen bieten

den Bajhangi ein komplexes und subtiles Repertoire, das eine Vielheit an Kooperationsformen ermöglicht. Diese Beziehungen sind so wichtig, daß die Bajhangi stets darum bemüht sind, sie herzustellen. Was mich am geschilderten Beispiel besonders frappiert, ist der pragmatische Umgang mit Formen, die emotional so stark untermalt sind: Auch wenn man es immer wieder wissen will, enttäuscht wird, und es immer wieder aufs Neue versucht, so ist die Pflege unübersehbar, welche die Migranten ihren Beziehungen angedeihen lassen. Das Wechseln zwischen den verschiedenen Beziehungskonfigurationen ist in wichtigem Maße eine Strategie, diese nicht über Gebühr zu strapazieren, wenn die Nähe zu bestimmten Personen zeitweise unerträglich werden könnte.

Schließlich stellt sich die Frage nach den modernen Institutionen, die potentiell Verwandtschaft und Freundschaft ersetzen, oder diese zumindest entlasten könnten. Auch wenn mein Beispiel recht exotisch anmuten mag, so spielt sich alles, was hier geschildert wurde, heute in einer in die globalisierenden Ströme des Spätkapitalismus eingebetteten Metropole ab. Fast 10% der Menschheit lebt weltweit in solcher Informalität. Das ist auch der Grund, weshalb die Migranten nicht auf moderne Institutionen ausweichen können, insbesondere auf Kreditbanken oder auf Sparkassen. In Bangalore tun es die Bajhangi nicht, weil ihr Status in Indien irregulär ist. Sie bewegen sich in einem gesellschaftlichen Zwischenbereich, in dem formale Regelungen nur teilweise greifen. Fast alles, was es zu bewältigen gibt, regeln freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen, auf denen deshalb ein sehr großes Gewicht lastet.

Vor dieser Folie erscheinen Verwandtschaft und Freundschaft bei uns im Westen dank zahlreicher Institutionen – Gerichtsbarkeit, Banken, soziale Einrichtungen – weitgehend entlastet. Bei vergleichbarer Sachzwänge wären wir im Westen – so die Lehre aus meinem Beispiel – potentiell in der Lage, vermehrt die Sonnenseiten von Verwandtschaft und Freundschaft zu genießen. Frage ist, ob wir es auch tun.

¹ Granovetter 1992, S. 62 (Übersetzung J. Pfaff-Czarnecka).